



Auf dem prächtigen, farblich äußerst fein abgestimmten Wappenbild des Balthasar Häußer, der „anno 1668 Meister worden“, sind links der Spitzweck, rechts ein zweiteiliger Bubenschenkel, in der Mitte aber eine kunstvoll geflochtene Neujahrsbrezel dargestellt. (Foto: Rudolf Eppig)

aus dem Denken und Fühlen des Volkes geschwunden ist jedoch die Vorstellung, die diesen Teiggebilden einst Sinn und Gestalt verliehen hat. Heutzutage muß sogar auch noch befürchtet werden, daß wir nur mit Mühe den Reichtum der auf uns überkommenen Formgebäcke erhalten können, denn leider hat es ein überfremdeter Geschmack fertiggebracht, daß diese Volksgebäcke kaum noch gefragt werden, so daß sich auch nur noch wenige alte Meister ihrer Herstellung annehmen und diese, allem neuen Zeitgeist zum Trotz, aus Liebe zum formenden Tun erbacken. In mannigfaltiger Gestalt tritt deshalb auch heute noch dem Beobachter das Gebildbrot an gewissen Zeiten und Tagen entgegen.

Es sei mir gestattet, aus der Fülle dieser Backwerke vor allem die vom fränkischen Untermain zu nennen, da sie mit zu den merkwürdigsten und formenreichsten zählen. Auffallend ist, daß die Gebildbrote durchweg mit der Erinnerung an die Toten in näherem Zusammenhang stehen. Ihr Ursprung ist geheimnisvoll, denn sie sind uralt und über die ganze Welt verbreitet. Im Formgebäck bringt das Volk ein Stück Menschheitsgeschichte zum Ausdruck. Die Backwerke, die als Toten- und Seelengebäcke mit uraltem Totenkult in engster Beziehung stehen und auch zu gewissen Zeiten, z. B. zur Sonnwend, geformt wurden, haben tiefe, symbolische Bedeutung. Durch die Gebäcke in irgendwelchen bildlichen, sei es menschlichen, tierischen oder geometrischen Formen, wollte der Mensch in grauer Vorzeit die sein Schicksal bestimmenden Mächte günstig beeinflussen. Versöhnende Speisegaben sollten die Gottheiten und Seelengeister geneigt machen. Auch die Hauptwünsche wie z. B. Gesundheit, Fruchtbarkeit und Siegesglück fanden im Gebildbrot recht deutliche Wiedergabe. Schließlich waren diese auch noch bildliche Darstellungen der in das Menschenschicksal eingreifenden Mächte, des weiteren Abwehrgebrauchs gegen das Wiedererscheinen der Verstorbenen.

Die Opferbräuche verlangten ursprünglich die Hingabe von Menschen oder Tieren. Allmählich trat an Stelle der blutigen Menschen- und Tieropfer der Teil für das Ganze. So brachte man für das Tier z. B. nur noch den Kopf oder das Blut dar, von dem man glaubte, daß ihm die Seele innewohne. Ähnliche Scheingaben ersetzten allmählich auch die wirklichen Opfergaben, und es lag nahe, dieselben aus Teig zu formen. Das Christentum brachte es fertig, die Reste alter Opferbräuche der Form nach wohl beizubehalten, dem Sinn nach jedoch umzudeuten, eine wahrlich geschickte Tat der damals in unsere Lande gekommenen Glaubensboten. Es wird auch beim Gebildbrot deutlich, daß das Christentum heidnisches Denken und Handeln übernahm, was man ja häufig beobachten kann, wobei die alte Form in eine christliche umgeschmolzen wurde. Kein Wunder, wenn deshalb auch gerade in Gegenden mit alten Klosterniederlassungen die Volksgebäcke am besten erhalten blieben. Wir müssen daher bei deren Sinndeutung neben der antiken auch noch eine klösterliche Überlieferung mit berücksichtigen. Gerade die Mönche waren ja für das Erbacken solcher vom Volk seit Urzeiten geformten Volksgebäcke besonders geeignet, da sie über größere Kunstfertigkeiten und umfangreichere Kenntnisse verfügten.

Eines der seltsamsten Gebilde in dieser Reihe ist wohl der „Bubenschenkel“. Er ist ein mürbes Neujahrsgebäck, heute noch in der Gegend um Aschaffenburg erbacken, welches der Pate seinem Patenkind schenkt. Nach dem Mittagessen darf dieses ihn bei seinem „Pedder“ (Paten) abholen. Je nach dessen Wohlhabenheit oder Spendefreudigkeit ist er zwei-, drei- oder vierteilig. Das Wort „mürbe“ ist übrigens mit dem Wort „morsch“ verwandt. Dieses wiederum stammt von dem lateinischen Wort mors-Tod ab. Der „Bubenschenkel“, als zweiteiliges Gebäck in manchen Dörfern auch „Mädchenschenkel“ genannt, gehört zu den sogenannten „Knaufgebäcken“. Mit dem Seelenkult steht er in unmittelbarer Verbindung. Dieses im Ablauf des dörflichen Jahres

an der Jahreswende auftauchende Gebäck erinnert seiner Form nach ganz deutlich an die ursprünglich menschlichen und tierischen Opfer. Es stellt nämlich die Nachbildung eines Schenkelknochens dar, dem noch das Fleisch anhaftet. Oben und unten hat er einen Gelenkkopf bzw. Gelenkhülse. Bei dem derartig geformten Gebäckstück, das Ausdruck und Ersatz für das Opfer von Mensch oder Tier ist, fehlt heute der Gedanke an dieses bzw. an die Totenverehrung natürlich völlig. Auch hier versinnbildlicht wiederum ein Teil den Menschen oder das Tier: der Schenkel ist an seine Stelle gesetzt. In dem Aschaffenburg-Ortsteil Schweinheim stellt man heute noch safrangelbe „Dürrbeinerchen“ her, die ebenfalls deutlich an die Opferung von Knochen erinnern. In der Knochensubstanz sah man ja den Sitz des Lebens und damit auch der Macht und Kraft. Das „Märchen von den sieben Raben“ bringt uns davon ein Beispiel. Bereits an den Wänden ägyptischer Grabkammern jedoch finden wir die Urform dieses Knaufgebäcks als Hieroglyphe für Opfergaben, so z. B. in den Speiselisten der Grabkammern der IV. Dynastie.

Nicht minder merkwürdig in der Form ist die Brezel. Sie wird auch als Bretzel, Bretze, Prezel, Prätzel, Bratzel oder Brezgen bezeichnet. Mittelhochdeutsch hieß sie breze oder bretzel, althochdeutsch brezita oder brezitella. Man leitet den Namen vom lateinischen Wort brachiola=„Ärmchen“, auch von dem Wort brachium=Arm, mittellateinisch bracellum (Ärmchen), italienisch braciattello (Armband, Ärmchen) ab. Manche Forscher behaupten auch, daß die Bezeichnung Brezel mit einem lateinischen Wort zusammenhänge, das so viel wie „Gebetchen“, „kleine Belohnung“ bedeute.

Dieses Gebäck, ursprünglich hauptsächlich in der Fastenzeit (Fastenbrezel), aber auch an Allerseelen und bei Sterbefällen gebacken, ist auch mit den Totenkultbräuchen eng verknüpft. Dafür ist schon das aufgestreute Salz ein Beweis. Dieses gehörte nämlich, neben Mehl und Eiern, zu den drei sogenannten weißen Seelenopfern, die am verdienstlichsten waren, um eine Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen. Sicherlich hat sich die Brezel aus einem anfänglich einfachen Teigring allmählich entwickelt. Dieser wird einmal als ein Opfergebäck an den Sonnengott gedeutet, wobei die Kringelform an das Sonnenrad erinnern soll. Mehr Wahrscheinlichkeit jedoch hat jene Auslegung, nach der bei dem ärmeren Volksteil anstelle des dem Toten mitgegebenen Schmucks (Arm- und andere Reifen) ein einen Armreifen darstellendes Teiggebilde, eben die Brezel, als Grabbeigabe diente. — Im Laufe der Zeit legte man die Enden des Teigstranges auf die obere, heute meistens stärker gehaltene Rundung und drückte sie fest. Auch verschlang man sie ein- oder zweimal. Schon findet sich auch hierfür eine Auslegung: Man sieht in der Brezelform zwei Arme, die vor der Brust gekreuzt sind. Tatsächlich läßt sich diese Form am menschlichen Körper leicht ablesen. Jetzt mag sie vielleicht wirklich ein priesterliches Geschenk gewesen sein, mit dem man Kinder in der ersten christlichen Kirche für erlernte Gebete belohnte. Zugleich war sie durch ihre Form auch eine Anweisung zum Beten, was allerdings nicht sehr wahrscheinlich ist. — Sicherlich hängt dieses ursprünglich als Kringel geformte Gebäck auch mit dem radförmigen Ringelgebäck zusammen, das die

Römer am Feste des Summanus, eines Gottes, buken. Die Germanen widmeten es dann vielleicht ihrem im März wiederkehrenden Radgott Donar. Uralter heidnischer Volksglaube liegt also auch diesem eigenartig geformten Backwerk zu Grunde.

In den Spessartdörfern, zum Teil auch im Odenwald, ist die „Neujahrsbrezel“ — „groß wie ein Scheunentor“ — beliebtes Patengeschenk bis in unsere Zeiten geblieben. Stolz wird sie „eingehenkelt“ nach Hause getragen. Ihre Größe verdeutlicht die Wohlhabenheit des Paten. Sie ist aus feinem Mürbteig (Hefeteig) erbacken, mit Eigelb gestrichen, und trägt als Verzierung entweder einen aufgelegten Zopf oder ein mit der Schere eingeschnittenes Muster. In manchen Gegenden des Spessarts kannte man früher auch das Brezelhamstern, und da und dort wurde auch dem Paten ein Bubenschenkel als Gegengabe für seine Brezel gegeben.

Ebenfalls mit dem Totenkult im Zusammenhang stehend sind die Zopfgebäcke. Man buk sie vor allem an Allerseelen. Sie erinnern an die Zeiten, in denen die Witwe den Scheiterhaufen zu besteigen hatte. Auch hier tritt die Wandlung vom Ganzopfer zum Teilopfer ein: das Haar, in Zöpfe geflochten, trat an Stelle des Menschenopfers. Schließlich wurde es durch symbolische Teiggebilde ersetzt. Diese schon bei den alten Ägyptern, Griechen, Römern und Germanen bekannten und noch heute im Fränkischen gebackenen Gebäckformen werden — sogar noch in unserer Zeit — mit Mohn bestreut. Dieser wurde ob seiner schlafbringenden Wirkung bei manchen Völkern zum Symbol des Totenschlafes. Ihre Totengötter sind mit Mohn bekränzt und tragen Mohnkapseln in den Händen.

Zu den fast vergessenen Gebildbrotten gehören als alltägliche Gebäcke der „Spitzweck“, ein länglich geformtes, mit dem Messer mehrmals geschnittenes Gebilde aus Teig, sowie die in Aschaffenburg heimische „Vize“, aus Mürbteig hergestellt, wobei man zwei gleich große Teigstücke zuerst rund, dann etwas länglich-spitz formt und mit dem rund gehaltenen Teil zusammensetzt. Gerade dieses Gebäck genügte früher den in die Stadt gekommenen Bauern als „Stadtweck“ vollständig, ist heute jedoch kaum noch gefragt. Nur das „Hörnchen“, als Gebildbrot wiederum ein Teil, das Ganze symbolisierend (es erinnert an das tierische Opfer) erfreut sich auch heute noch einer gewissen Beliebtheit.

In die Wappen des im Mittelalter allmählich zu Selbstbewußtsein und Reichtum kommenden Handwerks nahm gar mancher Bäcker ein Gebildbrot auf, bevorzugt den Bubenschenkel, die Brezel oder den Spitzweck. Auch die Vize findet sich. Die Bäcker suchten sich für ihre berufliche Tätigkeit ein kräftiges Symbol zur Verdeutlichung. Oft ist dieses in den Hauswappen, die also auch in Bürgerkreisen allmählich Gewohnheit wurden, recht hübsch ausgeführt.

Der Bäcker hatte also im Laufe der Jahrhunderte an Stelle des bäuerlichen Haushaltes die Herstellung der Gebildbrote übernommen und ihnen immer groteskere Formen gegeben. Er versuchte auch, im Denken und Fühlen des

Volkes bedeutsame Personen in den Gebildbrotten darzustellen. So formte er aus seiner Verbundenheit mit dem Volk heraus seine Gebäcke in Gestalt seiner Heiligen und Patrone. Heute sind davon kaum mehr kärgliche Reste zu entdecken. Nur noch die zum Nikolaustag üblichen „Weckpuppen“ erinnern an diese einstige Volksgepflogenheit.

Immer ärmer wird der Sinn unseres Volkes für das Alte, im Gebildbrot auf uns Überkommene. Dabei ist kein Anlaß gegeben, diese schönen, volkstümlichen, zum Volke passenden und deshalb auch besseren Gebäcke untergehen zu lassen. Immer noch wissen kundige Bäckerhände sie zu formen. Das Schmucklose jedoch, der Massenartikel, ist leider mehr gefragt. Schema und Kunstlosigkeit setzen sich immer mehr durch. Deshalb bleibt es jedem, dem es eine Herzensangelegenheit ist, altes Brauchtum zu erhalten, aufgetragen, die vielfältigen Formen, die frühere Jahrhunderte fanden und in denen sich uns ein tiefer Sinn offenbart, zu erhalten. Allenorts möge man sich in unseren fränkischen Landen deshalb auch voll Liebe und Verständnis dieser Formgebäcke annehmen, damit das, was an volkstümlichem Gebäck noch kümmerlich lebt, erhalten bleibt. Dann darf auch die Hoffnung zu Recht bestehen, daß diese schönen alten und vielsinnigen Gebildbrote in unserer Zeit nicht völlig verschwinden. Sie verdienen das Bewahrtwerden, sind sie doch beredter Ausdruck für den schlichten Sinn und das Wesen unserer Vorfahren. Schon ihr ehrwürdiges Alter allein wäre Anlaß genug, ihre durch die Jahrhunderte auf uns überkommene Form auch weiterhin getreulich zu pflegen, dabei aber auch das Verständnis derselben zu verbreiten. Dann schätzen wir auch wieder mehr diese Gebildbrote als einige jener Formen, in denen sich uns uraltes Brauchtum des Volkes am ursprünglichsten und unverfälschten offenbart.

Besinnliche Fahrt nach Ebrach

Von Dr. H. Dennerlein, Bamberg

Das Kloster

(Schluß)

Nicht weniger eindrucksvoll als der Münsterbau mit seinen für die frühe Entstehungszeit gewaltigen Maßen sind die weitläufigen Klosterfluchten mit den zahlreichen Nebengebäuden. Das Senfkörnlein von ehemals hatte sich gewaltig entwickelt. Dabei ist das in Ebrach Sichtbare nur ein Bruchteil dessen, was aus der Keimzelle von 1127 erwachsen ist. Mit 12 Gefährten war Abt Adam von Morimund nach Ebrach gekommen. Wie ein Bienenschwarm wieder und wieder seine Völker aussendet, so sandte die junge Gründung immer wieder neue Scharen zu Zweigründungen hinaus: 1130 erstand Reun in der Steiermark, 1133 Heilsbrunn und Langheim in Franken, 1145 Pomuk in Böhmen, 1158 Bildhausen vor der Rhön. Aldersbach in Niederbayern, Wilhering in Österreich und Eytheren folgten, die größtenteils ihrer-

seits wieder aussamten, so daß insgesamt 24 Zisterzienserklöster aus Ebrach hervorgegangen sind. Auch die Wappen des östlichen Erkers am Abtbau weisen auf diese stattliche Verzweigung, welche die Generationstafel in der Festschrift veranschaulicht.

Vom Aussehen des ältesten Ebrach haben wir keine bildliche Überlieferung. Aus der Hochromanik haben Michaelskapelle und Münster-äußeres den Habitus bewahrt. Vom gotischen und nachgotischen Ebrach, das im Bauernkrieg bez. 30-jährigen Krieg zugrunde ging, gibt es Bilddarstellungen. In der Gaststube des Klosterghasthofs hat beachtliche Heimatpflege eine Wiedergabe des auf Abt Degen zurückgehenden Ölbildes im Bamberger Staatsarchiv aufgehängt, das recht aufschlußreich für den Zustand vor dem Barockumbau ist. Schade, daß die noch älteren beiden Abbildungen, davon eine durch Merian, die bei Jäger zu finden sind, hier nicht ebenfalls zur Schau gestellt wurden.

Bei dem Studium des genau beschrifteten und bezifferten Ölbildes wird so recht deutlich, welch ein großartiger Organismus solch eine Klostersiedlung war. Da schloß sich an die Kirche westlich der zweistöckige Riegelbau des Fürstengemachs mit seinen zwei Erkern, sowie der Lange Saal. Da gab es eine Daffelstube mit Herberge und Verpflegung für vornehme Gäste und nördlich der Kirche ein Fremdenhaus für gewöhnliche Sterbliche. Zweistöckig war auch das Fachwerkhaus des Abtes, ebenso der Neukonvent mit dem Dormitorium (Schlafhaus). Eigene Gebäude bestanden für Museum, Bibliothek, Priorat. Abscits stand das Krankenhaus. Gruppen für sich bildeten die Wirtschaftsgebäude mit Mühle, Backhäusern, Schlachthaus, Kellerei, Stallungen, Hafer- und Kornböden. Auf der Südseite gab es einen Hirschgarten mit Jägerei, Wild-Zeughaus und „Burschnerei“. Gegen Osten zu lagen Schule und Bad. Mauern, Tore und Türme umfriedeten dieses System, in welchem die Gärten, Teiche und Brunnen nicht fehlen. Einzelne Gebäude kommen beim Würzburger Tor außerhalb zu liegen: Das Richterhaus, das Gerichtsknechthaus, das Organistenhaus, ferner das Wirtshaus, das Bösselerhaus und die Ziegelhütten. Neben dem Münster ist noch die Sepultur zu erkennen, beim Würzburger Tor die Fuchssche Kapelle für die „Vorstadt“.

Diese ganze Vielfalt ist nun aufgegangen in die Einheitlichkeit des barocken Komplexes. Wie ein Phönix aus der Asche, so erstand die Siedlung aus den Verwüstungen des 30-jährigen Krieges. Ebrach ist der erste barocke Großbau in Franken. Man vergegenwärtige sich, was es hieß, den neuen Stil erstmals in einer Großanlage im Lande zu erproben! Die Bauherren, wie die von ihnen berufenen Künstler trifft gleiches Verdienst. Abt Ludwig berief 1687, im ersten Jahre seiner Abtherrschaft, Leonhard Dientzenhofer aus Waldsassen, der den Ost- und Abteibau in Angriff nahm und 1707 darüber starb. Dessen Bruder Johann ist der Westbau mit dem Ehrenhof und den Eckpavillons zuzu-

schreiben. Seit 1716 wirkten Greising und Neumann mit. In der Brevis Notitia des Bauherrn Abt Wilhelm Söllner von 1738 zeigt ein Stich, der bei Jäger wiedergegeben ist, den harmonischen Kosmos der eben vollendeten barocken Schöpfung mit ihren sinnvollen Gevierten, Höfen und Gärten, denen eine Folgezeit noch Auffahrtsrampe, Orangerie und Abtgarten zugesellte. Der Blick von der Gressinger Höhe herab auf das heutige Ebrach konnte noch Wesentliches von dieser Harmonie erleben lassen.

Welchen großartigen Eindruck mußte ein Besucher im 18. Jahrhundert erhalten, wenn er durch die volles Leben atmenden Anlagen und Räume geführt wurde! Längst ist dieses Leben dahin, die Ausstattung vertan, die Sammlungen vernichtet, Bibliothek und Archiv nach Würzburg bzw. Bamberg überführt. Trauer erfüllt den heutigen Besucher, daß die herrlichen Anlagen keinen besseren Verwendungszweck gefunden haben als den einer Strafanstalt. Welch ideale Stätte für Forschung und Geisteskultur hätte das säkularisierte Ebrach abgeben können!

Fast zu prächtig ist das mächtige Treppenhaus geraten, in dem uns an der Doppelterre ein Löwe begrüßt, der uns ein Wappen mit dem Marienmonogramm entgegen hält. Die Götterstatuen von Ceres, Apollo, Diana und Venus befremden einigermaßen an Klosterstätte. Doch zeigen Remelas Fresken in ihrer Themenwahl, daß auch im Barock der religiöse Geist nicht erstorben war. An der Decke des großen, freilich nicht in geplanter Vollkommenheit gebauten und erhaltenen Treppenhauses ist St. Michaels Endkampf mit dem Drachen nach Apokalypse 12,7 dargestellt. Die Seitenfresken enthalten Johannes in der Wüste, König David, Daniels Engelsvision sowie Jesaias und den Seraph mit der glühenden Kohle. Für die Grotte wurde die Erzählung von Hagar und dem Wunderbrunnen gewählt.

Kreuzgang, Kapitelsaal mit der Halbfigurendarstellung von Ebrach und den 7 Tochterklöstern, Refektorium, Abtkapelle mit schöner Muttergottes- und Äbtedarstellung sowie der reichgezierte Bibliothekraum bleiben dem gewöhnlichen Sterblichen verschlossen. So beschränkt sich unsere Innenbesichtigung auf den Kaisersaal. Festlicher Glanz liegt auch über diesem Raum. Das große Deckengemälde von Lünenschloß knüpft inhaltlich an jenes im Treppenhaus an und schildert die in der Apokalypse berichtete Fesselung des Drachens. Die Nebengemälde haben die Erteilung von Privilegien an die Zisterzienser und ihre spanischen Ritterorden zum Inhalt. Einfarbige Fresken nehmen ihren Stoff aus dem Zisterzienser-Martyrologium.

Ein ganzer Stab von Künstlern, von denen außer den bereits erwähnten Architekten und Malern die Stukkateure Brenno und Vogel, und die Bildhauer Esterbauer, Humbach und Benkert genannt seien, haben an der Innenausstattung des Barockklosters mitgearbeitet. Das

war nun freilich nicht mehr die alte Zisterziensereinfalt der Gründungszeit, sondern Prunk und Aufwand der Mächtigen dieser Erde. Es war das Stadium der Überreife, welche Begehrlichkeit und Zugriff der Gegenmächte heraufbeschwor. Oft hatten diese Gegenmächte das frühere Kloster in seinem Bestande bedroht. Immer wieder hatte es Krisen und Gefahren durchstanden. Mit dem Schicksal des alten Reichs war 1803 auch sein Schicksal besiegelt. Immerhin hätte man ihm ein besseres Ende gewünscht, als ihm die bilderstürmerischen wittelsbachischen Kommissare bereiteten.

Von dem Auf und Ab der Klostergeschichte, von Krisen und deren Überwindung, von Macht und Entfaltung vermögen die Abtdenk-mäler im Münster eine anschauliche Vorstellung zu geben. Wir lassen es uns nicht verdrießen, sie in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge zu besuchen. Dabei müssen wir allerdings kreuz und quer gehen. Deshalb werden zur Orientierung im folgenden die Mayersehen Ziffern beigefügt, von denen sich 8—13 bzw. 22—26 auf rechtes bzw. linkes Querschiff und 14—17 bzw. 18—21 auf südl. und nördliches Seitenschiff beziehen.

Statue und Kenotaph des Gründungsabtes Adam (8), erst am Ende des 17. Jahrhunderts durch den Italiener Brenno errichtet, zeigen, wie lebendig diese Gestalt noch zu so später Zeit in dem Kloster gewesen ist, das er über 40 Jahre regiert hat. Abt Adam, Freund des Hl. Bernhard, Zeitgenosse der Staufer Konrad III. und Friedrich Barbarossa, Kreuzprediger in Regensburg und Abgesandter des Kaisers Rotbart nach Rom, der Gründer so vieler Tochterklöster, ist ein Mann von ungewöhnlichem Format gewesen. Ein Aufsatz von Henner in der Allgemeinen Deutschen Biographie, und ein weiterer von Zeiß in der Festschrift geben von seinem inhaltreichen Leben Kunde. Seiner Nachfolger in romanischer Zeit gedenkt heute kein Stein. Ihr Gedächtnis-mal ist der Münsterbau, dessen Riesenarbeit sich volle 85 Jahre d. h. durch die Amtsführung von 10 Äbten hinzog.

Bereits aus gotischer Zeit stammen die Epitaphien der beiden ältesten in Stein dargestellten Äbte Heinrich Heppe aus Volkach (1404—1426) (13) und Bartholomäus Fröwein (12) aus Nürnberg (1426—1430). Sie sind Vertreter gotischer Geistigkeit. Der Erstere, der als „pius“ gerühmt wird, hat als Richter über Hus an den Entscheidungen des Konstanzer Konzils teilgenommen. Der Letztere lehrte, was er in Wien empfangen, an der alten Würzburger Universität. Von ihm haben sich 3 Bücher Erklärungen über den Prediger Salomo erhalten.

Von der Renaissancezeit ab sind alle Epitaphien vorhanden. Johannes Leiterbach (1503—1529) aus Burgwindheim (23) widerfuhr das Mißgeschick, vom Bischof Konrad von Thüngen abgesetzt zu werden, nachdem er im Bauernkrieg viele Drangsale hatte bestehen

müssen. Die von ihm nicht rechtzeitig abgestellten Niedergangerscheinungen im Kloster hat Jäger in einer Sonderveröffentlichung 1895 geschildert. Johannes Wolf (1529—1540) aus Zeil (11) und Konrad Hartmann (1540—1551) aus Schweinfurt (16) werden als Wiederhersteller gerühmt, letzterer außerdem inmitten der Glaubenswirren als „fidelissimus“. Nach Überwindung der Bauerngefahr hebt unter Abt Hartmann der Kampf um die Unabhängigkeit gegenüber Würzburg an, der unter Johannes Beck (1551—1562) aus Rotenfels (19), Paulus Zeller (1562—1563) aus Heidingsfeld (21) und Leonhard Rosa (1563—1591) aus Willanzheim (18) andauert. Unter Abt Leonhard, dessen Humanität gerühmt wird, verliert die Klosterbibliothek durch Brand wertvolle Bestandteile. Erst dem bedeutenden Hieronymus Hölein (1591—1615) aus Großlangheim (17) gelingt es, den Zwist mit dem Würzburger Landesherren Julius Echter beizulegen. Hieronymus Hölein hatte in Ingolstadt bei den Jesuiten studiert und machte ihrer Erziehung alle Ehre. Von seinen umfangreichen Restaurationsarbeiten (Chor und Chorkapellen, gemaltes Deckenherbarium ähnlich dem der Bamberger Michaelskirche) hat sich wenig erhalten. Wohl aber stehen noch die von ihm gestifteten Kapellen Heilig Blut zu Burgwindheim und St. Rochus bei Großgessingen. Das Bildnis des verdienten Abtes ist festgehalten durch das schöne Alabasterdenkmal der Nürnberger Meister Lenkhard und Dümpel, ferner durch die wiedergefundene Grabplatte (bei Jäger abgebildet) und eine Denkmünze (Festschrift). Kaspar Brack (1616—1618) aus Gerolzhofen (15) hatte gar in Rom den Doktorgrad der Theologie erworben. Die Gegenreformation hatte also in Ebrach festen Fuß gefaßt.

Johannes Dressel (1618—1637) aus Hollfeld (22) steht denn auch hoch in der Gunst des Kaisers Ferdinand II. In den ersten, glücklicheren Jahren stiftet Abt Dressel den schönen Bernhardaltar und das Ehrenmal für Abt Hölein. Dann ergießen sich die Bedrängnisse des 30-jährigen Krieges über ihn. Mehrmals gerät er in Gefangenschaft, und der gesamte Klosterschatz geht trotz aller Umsicht verloren. Die Grabplatte für Heinrich Pörtner (1641—1646) aus Spießheim (—), der fünf der Endjahre des großen Krieges zu durchleiden hatte, wurde gleichfalls gefunden und ist bei Jäger abgebildet. Abt Petrus Scherenberger (1646—1658) aus Brückenau (Grabplatte bei Jäger) ging unmittelbar nach dem Krieg an den Wiederaufbau. Er stiftete den neuen Hochaltar und ließ die Kirche mit den 250 Ordensbildern ausmalen. Alberich Degen (1658—1686) aus Zeil (Grabstein bei Jäger) vervollständigte die Ausstattung. Sein Wappen ziert die schönen Seitengitter. Auch stiftete er eine Orgel.

Mit Abt Ludwig Ludwig (1686—1696) aus Oberschwarzach (6) setzt die Reihe der großen Bauherrn im Barock ein. Er schließt die Bauverträge und beginnt den Abtei- und Konventsbau, die unter Candidus Pfister (1696—1704) aus Sulzfeld (24) fortgesetzt werden.

Unter Paulus Baumann (1704—1714) aus Würzburg (26) wird der Konventsbau vollendet. Der Abschluß des Abteibaus und die Münsterbegründung durch den Greisingen Dachreiter geschieht unter Abt Wilhelm Söllner (1714—1741) aus Gerolzhofen (5). Dieser läßt auch die Schlösser in Burgwindheim und Oberschwabach, sowie ein neues Infirmarium erbauen. Seine *Brevis notitia monasterii Ebracensis* 1738, die einen Konflikt mit Friedrich Karl von Schönborn heraufbeschwor, ist eine mit Stichen ausgestattete wichtige Quellenschrift.

Nach den Kraftanstrengungen der Vorgänger blieben Hieronymus Held (1741—1773) aus Gerolzhofen (25) nur abschließende Arbeiten übrig. Unter ihm erhält die Kirche das kostbare Mittelgitter, an dem vier Schmiede sieben Jahre lang schmiedeten. Der Wächterurm wird errichtet und der Abteigarten bekommt mit dem Herkulesbrunnen seinen Mittelpunkt. In Burgwindheim erstet die neue Kirche. Abt Hieronymus dozierte Philosophie und reiste in seiner Eigenschaft als Generalvikar des Ordens in Deutschland nach Rom. Seine besondere Pflege galt der Liturgie und der Musik. Unter ihm erhielt die Kirche die 3 noch heute vorhandenen Orgeln und den wertvollen Bestand von Orchestermessen. Wilhelm Roßhirt (1773—1791) aus Neustadt/Saale (14) endlich vollzog mit leidenschaftlichem, in vielem über das Ziel hinauschießenden Eifer die Modernisierung der Kirche durch Materno Bossi, der u. a. der erst von Abt Baumann erneuerte Mönchschor zum Opfer fiel. Ein Bildnis Abt Wilhelms findet sich in der Sakristei.

Abt Eugen Montag (1791—1803, † 1811) aus Ebrach (7) konnte die Renovierung gerade noch vollenden. Dann hatte er den Schmerz, die Aufhebung und Profanierung des Klosters zu erleben. Mit ihm, dem bedeutenden Gelehrten und Autor, schließt die Reihe der 49 Ebracher Äbte würdig ab. Er hat das Menschenmögliche getan, gegen ein übermächtiges Schicksal angekämpft und wenigstens den drohenden Abbruch des Münsters bei der Säkularisation verhindert. Er trat in rechtsgeschichtlichen Veröffentlichungen von Format hervor. U. a. stammt von ihm eine „Geschichte der . . . staatsbürgerlichen Freyheit“ (Bamberg 1812/14). Sein Andenken bewahrt das von ihm selbst entworfene Grabmal (7), ferner ein Ölbild in der Sakristei, sowie in Bamberg, auf der Attika des Staatsarchivs an der Sodenstraße, eine Ehrenstatue, die ihn in eine Reihe mit den großen Franken Balthasar Neumann, Lothar Franz von Schönborn und Markgraf Friedrich von Ansbach-Bayreuth stellt. In der Allgemeinen deutschen Biographie ist seiner durch Henner, in der Festschrift 1927 durch einen Aufsatz von Zeiß gedacht.

Die übrigen im Münster beigesetzten Persönlichkeiten treten naturgemäß hinter diesen Abtgestalten zurück. Nahezu ganz verschollen ist das Andenken in Ebrach beigesetzter auswärtiger Äbte und Würden-

träger aus den Klöstern bzw. Stiftern Morimund, Fulda, St. Burkard-Würzburg, St. Stephan-Bamberg, Arnsburg und Georgental, ebenso der Wohltäter aus den Familien der Castell, Wertheim, Lisberg, Wenkheim, Dettelbach, Müflinger, Holzschuher (Bronzewappen an der Ostseite des Chorumgangs), Fuchs, Zölner von Halburg und der Nürnberger Hohenzollern-Burggrafen. Daß einzig das Grabmal der Stifter des Würzburger Bürgerspitals, nämlich des Laienbruders Teufel und seiner Mutter Mathilde, erhalten blieb, ist wohl mehr dem Wortwitz, der sich an den Namen knüpfte, als der Pietät zu danken (9, 10). Endlich hat sich noch ein schönes von Abt Hölein gestiftetes Doppel-epitaph (20) erhalten, welches das Andenken an den Klosterchronisten und Musikfreund Prior Johannes Nibling und an den durch seine gegenreformatorischen Briefe an schwankend gewordene Theologen hervorgetretenen Prior Koch feiert. Hinsichtlich Nibling siehe des Verfassers Aufsatz „Zwei Ebracher Marienlieder“ in Zeitschrift für Musikwissenschaft 1925, 1.

Nach diesem Rundgang an den Grabmälern, der ein gut Teil der Klostersgeschichte entrollt hat, ist es an der Zeit, die Frage nach der Leistung Ebrachs zu stellen.

Eine geistige Potenz war Ebrach in der Frühzeit. Sie erschöpfte sich nicht in der christlichen Durchdringung des bereits von den Benediktinern Münsterschwarzachs (Großbirkacher Taufrelief!) missionierten Steigerwalddgebietes, sondern strahlte ihre Reformgesinnung aus bis in die Steiermark (Reun) und nach Böhmen (Nepomuk). Ihre Stoßkraft zeigt sich sowohl in den zahlreichen Tochtergründungen als auch in der Teilnahme an den großen Zeitfragen des staufischen Zeitalters und der Kreuzzüge. Auch später ist es führend beteiligt, wenn es um Verteidigung kirchlicher Lehre geht, auf dem Konstanzer Konzil wie im Zeitalter der Gegenreformation. Selbst die Prunkentfaltung im Barock war keine ausgesprochene Veräußerlichung, sondern die Demonstration eines Führungsanspruchs, wie denn die letzten Äbte durchaus auf der Höhe ihrer Zeit standen. Durch alle Krisen unerschüttert, rettete Ebrach, bei aller Anpassung an die jeweiligen Zeitverhältnisse, den Geist und blieb eine Führungskraft. Die Katastrophe von 1803 erfolgte nicht von innen heraus, sondern durch den Machtspruch überstarker Gegner.

Liturgie, Wissenschaft und Kunst wurden in steigendem Maße gepflegt. Bibliothek und Archiv (heute in Bamberg bzw. Würzburg) legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Auf dem Gebiete des Kultes konnte es zwar nicht mit den Tochterklöstern Pomuk und Langheim Schritt halten (1393 Nepomukmartyrium, 1445/46 Vierzehnheiligenerscheinungen). Die Heiligblutwallfahrt nach Burgwindheim (ab 1465) ist nicht im gleichen Maße volkstümlich geworden. Aber bis in die Zeit der Säkularisation wird die Feierlichkeit der Ebracher Gottes-

dienste und Kirchenmusik gerühmt. Früh schon erschloß sich auch das Kloster dem Humanismus und es legte sichtlich Wert darauf, daß seine Oberen mit dem Höchststand der Bildung und Gelehrsamkeit ihrer Zeit ausgestattet waren. Wertvolles hat es durch die Vermittlungstätigkeit seiner Schulen geleistet. Seine Lage zwischen den Zentren Würzburg-Bamberg-Nürnberg leistete dieser Vermittlerrolle Vorschub, und die ständig aufrecht erhaltenen Beziehungen zu Cîteaux, Rom und den Niederlanden spiegeln sich nicht nur in der Ebracher Kunst wieder.

Ist Ebrach auch kein Rodungskloster im eigentlichen Sinn, denn es wurde nicht in unberührte Urwaldwildnis hineingegründet, so hat es doch Verdienste um die Bodenkultur. Ein sich ständig erweiternder Ring beispielgebender Meierhöfe trug wesentlich zur Hebung der Landwirtschaft bei. Bald wurde das Kloster mit seiner rationellen, planvollen Arbeitsweise ein Wirtschaftsfaktor ersten Ranges. Dies bedeutete freilich eine Absage an die ursprüngliche Weltflucht und führte zeitweise zu bedenklichen Verfallserscheinungen und heftigen Reaktionen der Untergebenen, zu Aderlässen und schließlich zu Überreife und Wegnahme. Aber auch am Ende noch, war seine Verwaltung mustergültig. Zahlreiche, heute dem Staat zufallende Sozialaufgaben wurden von dem Kloster, mit seinen Herbergen und Spitälern getragen, auf dem Gebiete der Fremdenbetreuung, der Kranken- und Invalidenpflege und insbesondere der Seuchenbekämpfung (St. Rochus-Pestinhof!).

Auf politischem Gebiet ist Ebrach ein Bollwerk der Kirche und ein Hort der Reichstreue gewesen. Es diente den Staufern des hohen Mittelalters wie den Habsburgern der Gegenreformation. Das Ende des heiligen römischen Reichs bedeutete auch das Ende Ebrachs, das sich all die Jahrhunderte zwischen den geistlichen Nachbarn Würzburg und Bamberg behauptet hatte. Mit Stolz ließen die Äbte des 18. Jahrhunderts die auszeichnenden Worte der Päpste des 13. Jahrhunderts über den Zisterzienserorden an die Decke ihres Kaisersaales schreiben, im Bewußtsein, daß dieses Ebrach nicht das geringste Bollwerk sei in der *acies ordinata* ihres Ordens.

Noch heute, anderthalb Jahrhunderte nach der Aufhebung und der Zweckentfremdung dieses Klosters sprechen Bau- und Bildwerke von einem großen Willen und Wirken. Sie sind ein einziges gewaltiges, zu Besinnung mahnendes Denkmal. Einer friedlosen, chaotischen Gegenwart kündigt es von einer Gemeinschaft, die getragen von einer großen Idee, Leben und Bereich zu einem friedvollen Kosmos zu gestalten wußte im Sinne des bewährten, auch den Zisterziensern heiligen Benediktusgrundsatzes *Ora et labora*, und ihres eigenen Ordensstatuts, der großen *Carta Caritatis*.

Literatur: J. Jäger, Die Klosterkirche zu Ebrach, 1903 (Standwerk) Festschrift zur 800-Jahrfeier (=Heimatblätter des Hist. Vereins Bamberg 1927). J. Wirth, Die Abtei Ebrach 1928. H. Mayer, Die Kunst des Bamberger Umlandes, Neufassung 1952. H. Dennerlein, Artikel Ebrach in der Enzyklopädie „Die Musik in Geschichte und Gegenwart“ Kassel 1953.

FRÄNKISCHES PANTHEON

Franken hat in allen Jahrhunderten bedeutende Männer der Gotteswissenschaft hervorgebracht. Es ist darum nicht mehr als recht und billig, daß im Fränkischen Pantheon auch hervorragende Theologen der christlichen Bekenntnisse erscheinen. Wir beginnen mit einem Vertreter der katholischen Theologie, dessen Bedeutung weit über Franken hinausreicht.



Weibbischof Arthur Michael Landgraf Foto: Kohler, Bamberg

Weibbischof Artur Michael Landgraf

Unter den Gelehrten, die das Frankenland ihre Heimat nennen, nimmt Artur Michael Landgraf, Titularbischof von Eudocia und Weibbischof von Bamberg, als Theologe einen hervorragenden Platz ein. Zwar ist er selbst nicht in Franken geboren, seine Wiege stand vielmehr in Traunstein, wo er am 27. Februar 1895 das Licht der Welt erblickte. Aber er stammt aus fränkischem Blut, — der Vater ist gebürtiger Oberfranke aus Ebing, die Mutter aus Unterfranken (Brückenau), — und er hat, abgesehen von den ersten Jugendjahren immer in Franken Heimat und Wohnsitz gehabt. Seine humanistischen Studien machte Landgraf seit 1907, von der dritten Klasse ab, am